Trebnitzer Schloß-Gespräche 2010

Liebe Freundinnen und Freunde vom Schloß Trebnitz, sehr geehrte Damen und Herren,

mit dieser Broschüre dokumentieren wir das zweite Jahr der Trebnitzer Schloß-Gespräche, die sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens zu einer wichtigen Säule unserer Arbeit entwickelt haben. Die stetig anwachsende „Stammkundschaft“ trägt ebenso wie die vielen neu hinzu kommenden Köpfe zu sachlichen und konstruktiven Diskussionen bei. Engagiert und keinesfalls konfliktscheu kommen Themen auf den Tisch, die uns und unsere Region betreffen. Durch die Presse beziehen wir sogar einen noch viel größeren Personenkreis ein. So erreichen uns häufig Anfragen von Bürgern, die über die Presse auf die Gespräche aufmerksam geworden sind, sich für die nächste Veranstaltung anmelden möchten und die Notwendigkeit der Schloß-Gespräche sehr betonen.

Bei unserem ersten Schloß-Gespräch 2010 erklärte Frau Prof. Dienel, Wissenschaftlerin und ehemalige Staatssekretärin in Magdeburg, dass der ländliche Raum ein Mindestmaß an Struktur braucht, um eine funktionierende Zivilgesellschaft zu entwickeln, die einer Abwanderung effektiv entgegenwirken kann. Dienel sprach von der empirisch nachgewiesenen Tatsache, dass in den Orten, wo etwas „los“ sei und die Menschen sich für die Allgemeinheit engagierten, keine oder nur eine sehr geringe Abwanderung stattfände. Die Schloß-Gespräche tragen somit nicht nur zu einer theoretischen Auseinandersetzung mit dem Thema Demographie bei, sondern leisten auch einen praxisnahen Beitrag zur Entwicklung einer interessierten, konstruktiv-kritischen und engagierten Bürgerschaft in Trebnitz, Müncheberg, Seelow und Umgebung. Oft ermöglicht ein Perspektivwechsel neuen Zugang zu scheinbar festgefahrenen Problemen. Die Diskussion historischer Themen im Rahmen der Schloß-Gespräche führt meist auch zur Auseinandersetzung mit aktuellen Fragestellungen. Komplexe Zusammenhänge werden durch neue Sichtweisen bereichert.

Für die materielle, aber auch inhaltliche Unterstützung bedanke ich mich bei der Brandenburgischen Landeszentrale für politische Bildung, insbesondere bei Herrn Silber und Frau Hinze. Genauso herzlich bedanke ich mich bei Doris Steinkraus, die mich als Vorstandsmitglied und Journalistin mit ihren Beiträgen für diese Broschüre, aber auch ihren profunden Kenntnissen der Region und ihrer Menschen stark unterstützt hat. Ich freue mich sehr über die Kooperation mit dem Institut für angewandte Geschichte aus Frankfurt/Oder und dem Kulturforum Östliches Europa aus Potsdam, die zur thematischen Abwechslung und inhaltlichen Qualität der Schloß-Gespräche beigetragen haben.

Ich bin freudig gespannt auf die Schloß-Gespräche 2011, zu denen ich Sie heute schon ganz herzlich einlade und verbleibe mit freundlichen Grüßen

Darius Müller, Bildungsreferent

Inhalt

3 I. „Wo sich viele einbringen, lebt es sich besser.“

8 II. Aurith | Urad. Zwei Dörfer an der Oder

9 III. Berlin – Trebnitz – Königsberg (Kaliningrad)

12 IV. Spitzen- und Breitensport made in Ostbrandenburg

14 V. Von Trebnitz nach Trebnitz

19 VI. Literarischer Reiseführer Breslau

20 VII. Gleich hinter der Oder

21 VIII. Versöhnung über den Gräbern

I.

„Wo sich viele einbringen, lebt es sich besser.“

28. Januar 2010
Diskussionsrunde

„Wie können wir das Leben in Trebnitz, Müncheberg und Umgebung attraktiver gestalten und die Lebensqualität steigern?“

Ein Jahreswechsel ist prädestiniert dafür, gute Vorsätze zu fassen und diese vor allem auch in die Tat umzusetzen. Das erste Trebnitzer Schloß-Gespräch des Jahres geht in diesem Sinne mit bestem Beispiel voran. Lückenlos knüpft es an ein Thema an, das wohl nicht erst seit letztem Herbst die Gemüter vieler „Märker“ bewegt. Das unter dem Leitspruch „Brandenburg als Zuwanderungsland“ stehende Gespräch vom 15. Oktober 2009 führte zu dem gemeinsamen Entschluss, sich von ernüchternden Abwanderungsstatistiken des Landes Brandenburg nicht entmutigen zu lassen, sondern die Zukunft der Region vielmehr beherzt selbst in die Hand zu nehmen. Die Idee einer Zukunftswerkstatt war geboren und so begann der zweite Jahresturnus der Schloß-Gespräche voller Tatendrang und in zahlreicher Runde. „Wie können wir das Leben in Trebnitz, Müncheberg und Umgebung attraktiver gestalten und die Lebensqualität steigern?“ zu dieser Fragestellung versammelten sich neben der Referentin Frau Prof. Dr. Christiane Dienel, Leiterin des Nexus-Instituts und Expertin im Bereich zivilgesellschaftlicher Infrastruktur in (Ost-) Deutschland, auch bedeutende politische Verantwortungsträger der Region sowie Vertreter der Wirtschaft auf dem Podium. Zur Diskussion geladen waren die Müncheberger Bürgermeisterin Frau Dr. Uta Barkusky, der Landrat Herr Gernot Schmidt sowie Herr Andreas Nissel von der Sparkasse Märkisch-Oderland und natürlich die „Märker“ selbst, die den Raum nicht nur buchstäblich bis auf den letzten Platz füllten, sondern die Gesprächsrunde auch mit ihrem spürbaren Interesse und wichtigen Impulsen bereicherten.

PROF. DR. CHRISTIANE DIENEL
Leiterin des Nexus-Instituts
und Expertin im Bereich zivilgesellschaftlicher Infrastruktur
in (Ost-) Deutschland

DR. UTA BARKUSKY
Bürgermeisterin Müncheberg

GERNOT SCHMIDT
Landrat Märkisch-Oderland

ANDREAS NISSEL
Sparkasse Märkisch-Oderland

Der Abend begann mit einem Vortrag der Referentin Frau Prof. Dr. Christiane Dienel und stellte dem sich in Form von Abwanderung, Arbeitslosigkeit und Überalterung auswirkenden demografischen Wandel die Bedeutung und Wirkung bürgerschaftlichen Engagements entgegen. „Pro Landleben – was macht den ländlichen Raum attraktiv?“ die Frage setzte von vorneherein die richtigen Prämissen: Weg von düsteren Prognosen hin zur (Rück-) Besinnung auf die eigenen Stärken, derer in der Region so einige schlummern, wie sich im Laufe des Abends wiederholt bestätigte. Als zentraler Ansatzpunkt einer positiven Beeinflussung des demografischen Wandels kristallisierte sich im Laufe der vorgetragenen Erkenntnisse eine tragfähige zivilgesellschaftliche Infrastruktur heraus. Nicht die einzelnen Handlungsträger aus Politik, Verwaltung und Wirtschaft seien hierfür entscheidende Triebkräfte, sondern ein reibungsloses Zusammenwirken aller beteiligten Akteure inklusive – und vor allem – der Bürgerinnen und Bürger selbst. Die negativen Aspekte möglicher Lösungswege, die nicht auf einer zivilgesellschaftlich starken Basis fußen, stellte die Referentin in aller Kürze vor, um sogleich den goldenen Mittelweg zu präsentieren. Eine mit Scheuklappen betriebene Bekämpfung des demografischen Wandels in Form massiv politisch eingreifender Maßnahmen habe in einer Demokratie wohl nicht nur wenig Aussicht auf Erfolg sondern sei quasi per definitionem schon ausgeschlossen – so die etwa hier etwas provokant erfundenen „Rückführungsagenturen“ für abwandernde Bevölkerungsgruppen. Auch in gemäßigteren Formen der „Mitigation“, etwa in einer konstruktiven Familien-, Gesundheits- und Bildungspolitik, allein sieht die Referentin keine nachhaltige Lösung des Problems. Ebensowenig könne die „Adaptation“, also die nüchterne Anpassung an die Auswirkungen des Wandels, so z. B. der Rückbau von Infrastruktur Abhilfe schaffen. Einzig effektiver Lösungsansatz angesichts zunehmender Abwanderung und damit einhergehender Verschlechterung der Lebensqualität sei auch nicht die Kombination beider Extreme, sondern der Weg der „radikalen Modernisierung“, der einen weiteren Faktor in die Rechnung einbezieht, nämlich das bürgerschaftliche Engagement. Die Zahlen sprechen für sich – wo z. B. eine vielseitige Vereinslandschaft das ländliche Leben bereichert, hält sich auch die Abwanderung in Grenzen. Zwar sei dies noch kein expliziter Studiengegenstand gewesen, hätte sich jedoch als auffallendes Phänomen in Studien zum demografischen Wandel herauskristallisiert.

Der vom Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) in Auftrag gegebene und vom nexus Institut für Kooperationsmanagement und interdisziplinäre Forschung erarbeitete „Leitfaden zur Stärkung der kommunalen Infrastruktur durch Kooperationen von Bürgerinnen und Bürgern, Verwaltung und Unternehmen“ verweist in diesem Sinne auf die vielfältigen Möglichkeiten, die Lebensqualität in der eigenen Region zu verbessern und sie so nicht nur für potentiell Ab- oder Zuwandernde sondern auch sich selbst attraktiver zu gestalten. Initiativen „von unten“ seien es, die entscheidende Impulse für Umwälzungen im Gesundheits- und Pflegesektor, im Bildungs- und Kulturbereich und im nicht zu vernachlässigenden Aspekt der ländlichen Verkehrsanbindung setzen. In diesem Sinne erweist sich der „Leitfaden“ weniger als theoretische Abhandlung sondern erfreulicher Weise als hilfreicher und an der Praxis orientierter Ratgeber. Ob es sich um ein selbst organisiertes System von Bürgerbussen, in Elterinitiativen gegründete Dorfschulen oder die regelmäßige Sprechstunde von Gemeindeschwester und besuchendem Hausarzt handelt, der Leitfaden gibt nicht nur praktische Hinweise, sondern liefert auch gleich eine Check-Liste der nötigsten Schritte und Faktoren mit.

An diesem Punkt ist der Wendepunkt von mitreißendem Vortrag zur Diskussion zwischen Publikum und Podium passend gesetzt. Ähnliche Ideen scheinen einigen im Saal schon seit längerem durch den Kopf gegangen zu sein. Der vorgestellte Leitfaden trifft also voll ins Schwarze und die Freude, gleich eine ganze handvoll kompetenter Ansprechpartner vor sich zu haben, ist dementsprechend groß. Klärungsbedarf besteht hauptsächlich bezüglich der Entscheidungsträger – wer genehmigt Aktionen bürgerschaftlichen Engagements? Ist es die Kommune oder das Land? Kann die Sprechstunde einer geladenen Krankenschwester einfach im Gemeindehaus abgehalten werden – lassen das die strikten medizinischen Hygienebestimmungen überhaupt zu? Wie sieht es mit der Versicherung der sich im Bürgerbus befindenden Fahrgäste aus? Fragen wie diese führen bei Frau Prof. Dienel zu einer optimistischen Handlungsaufforderung: sei der Entschluss einmal gefasst, ergeben sich die einzelnen Schritte aus dem ersten, dem schwierigsten, aller Schritte. Dem stimmt auch Frau Dr. Uta Barkusky zu. Kurz nach der Wende kam es zu einigen spontanen Existenzgründungen im Müncheberger Raum. Die Gründungsidee sei so überzeugend gewesen, dass alle Schwierigkeiten im Laufe des Prozesses aus dem Weg geräumt werden konnten. Während einige andere sich im langwierigen Hin und Her der Entscheidungsfindung verzettelten, existieren diese damals spontan gegründeten Firmen bis heute, und das mit Erfolg. Oft könne man das Projekt nicht schon a priori unter Dach und Fach bringen, Lösungen fänden sich aber indem man mit Kooperationspartnern und einzelnen Behörden ins Gespräch komme. Verschiedene aus Elterninitiativen entstandene Schulen im gesamten Bundesgebiet seien hierfür der beste Beweis. Auch die vielerorts bereits eingeführten Bürgerbusse samt ehrenamtlichem Fahrpersonal funktionierten bestens.

„Learning by doing“ also – es scheint alles sehr einfach. So kommt es auch bald zu einem Einwurf aus dem Publikum. Hätte es auf dem Podium letztes Jahr noch alles sehr schwarz ausgesehen, komme es ihm nun so vor, als würde die Situation zu rosig gezeichnet. Die Rolle der Politik sei ja nun auch nicht von der Hand zu weisen. Oft pendelten Entscheidungen von einem zum anderen – was die Kommune nicht entscheiden will, wird eine Ebene höher geschoben – wo sich dann auch niemand zuständig fühlt. Herr Gernot Schmidt nimmt sich dieser Problematik gerne an. Leider müsse man oft abwägen und Prioritäten setzen. Während das Thema Verkehr z. B.

oft auf den Plan gerufen würde, sei die Problematik sozialer Brennpunkte weitaus weniger Anlass, nach Lösungen von unten zu suchen. Diese stünden aber ganz oben auf seiner „to-do Liste“. Während Jugendliche aus bildungsnahen märkischen Familien selbst in den Metropolen dieser Welt ihren Mann stünden, gäbe es auf der anderen Seite einen hohen Prozentsatz junger Menschen, die berufsbildungsuntauglich seien. Dies seien Probleme, die definitiv ins Zentrum politischer Initiative gehörten. Allumfassende Lösungen lägen hier jedoch in weiter Ferne. Auch die Landespolitik sei ja Teil eines größeren Ganzen. Der Bundespolitik fehle es jedoch momentan in vielen Punkten an einer klaren Vision. Eine Verbindung von Initiativen aller beteiligten Ebenen – natürlich auch bis hin zum bürgerschaftlichen Engagement – sei hierfür ein wichtiger Ansatz. Frau Prof. Dienel spitzt dies sogleich zu. Ihrer Erfahrung nach sollte sich die Entscheidung für jeden ausgegebenen Euro, ob nun auf kommunaler oder Landesebene vor allem danach richten, wie viel ehrenamtliches Handeln auf ihn aufbauen könnte. Eine Sichtweise, die Herr Andreas Nissel von der Sparkasse Märkisch-Oderland durchaus teilt. Darf er doch jedes Jahr aufs Neue die Erfahrung machen, wie viel Engagement sich aus den Vereinen generiere, die mithilfe seines Fonds unterstützt werden. Oft reiche tatsächlich sehr wenig, um fruchtbare soziale Strukturen in Gang zu setzen und auch am Leben zu erhalten. Die Begeisterung und der Idealismus, der einer regen Vereinslandschaft vorangehe, strahle auf die gesamte Infrastruktur der Gemeinde aus.

Es schließt sich also der Diskussionskreis dieses dynamischen ersten Schloß-Gespräches: bürgerschaftliches Engagement, dem von oben die Wege offen gehalten werden, zahlt sich aus. Auch wenn es den demografischen Wandel nicht vollends umzukehren vermag, so wendet es ihn doch in eine konstruktive und positive Entwicklung aller beteiligten Faktoren um. Im rasanten Tempo und der lebhaften Atmosphäre der Diskussion hat die Referentin des Abends den letzten Zug von Trebnitz nach Berlin freiwillig verpasst. Bürgerschaftliches Engagement hat ihr auch hier die Entscheidung zu bleiben erleichtert. Eine Dame aus dem Publikum bietet an, Frau Prof. Dr. Dienel mit dem Auto nach Müncheberg zu fahren, um den nächsten Anschluss noch zu erreichen.

Es klappt also im Kleinen – hoffen wir, dass es auch im Großen Früchte trägt!

Natalie Wasserman

LINKS Die Soziologieprofessorin Christiane Dienel von der Hochschule Magdeburg-Stendal mit der von ihr entwickelten Heimatschachtel. Pralinen, Freikarten fürs Theater, Burger Knäckebrot und ein online-Abonnement der Regionalzeitung finden sich in dem prall gefüllten Päckchen, mit dem drei Modellprojekte gegen Abwanderung einhergehen. Abwanderinnen und Abwanderern aus Magdeburg soll so die Heimkehr in ihre Stadt wieder schmackhaft gemacht werden. „Das Heimweh fördern“, unter diesem Motto steht diese ungewöhnliche Aktion für Ostdeutschland.

RECHTS Wie weiter in MOL? In Trebnitz diskutierten Landrat Gernot Schmidt, Andreas Nissel von der Sparkasse MOL, Prof. Dr. Christane Dienel vom Nexus-Institut und Münchebergs Bürgermeisterin Dr. Uta Barkusky. Bildungsreferent Darius Müller (v.l.) moderierte.

4. März 2010
Literarischer Teesalon

II.

Aurith | Urad. Zwei Dörfer an der Oder

TINA VEIHELMANN
Geboren 1970 in Werneck. Studium Germanistik, Philosophie, Politologie. Diplompolitologin, seit 2007 Redakteurin bei „der Freitag“

STEFFEN SCHUHMANN
Geboren 1978 in Frankfurt/Oder, Designer und Fotograf, Mitbegründer von anschlaege.de. Die Schwerpunkte seiner Arbeit sind Kommunikation, Design und „Phorschung“. Bekannt wurde anschlaege.de mit überraschenden Ansätzen zur Umnutzung von Plattenbauten und unkonventionellen Kommunikationskonzepten.

In Zusammenarbeit mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa

Aurith liegt an der Oder. Urad gegenüber, keine hundert Meter entfernt. Man sieht die Dächer, die Hunde bellen gemeinsam. Einst verband hier eine Fähre die zwei Hälften eines Dorfes, dann wurde der Fluss Staatsgrenze zwischen Deutschland und Polen. Heute versucht man, auf beiden Ufern zurechtzukommen – ob mit Saisonarbeit, Schmuggel oder Ich-AG. Das Buch ist eine Nahaufnahme der beiden Grenzdörfer. Es erzählt sehr offen, der politischen Korrektheit nicht immer verpflichtet und gefühlvoll vom Alltag zweier Welten, die sich ebenso fremd wie ähnlich sind.

Autorin Tina Veihelmann liest aus ihrem Buch und erläutert im Gespräch mit dem Gestalter Steffen Schuhmann das dem Titel zugrunde liegende Projekt über die Annäherung zweier Dörfer an der Oder – eines am deutschen, eines am polnischen Ufer. Vor dem Zweiten Weltkrieg bildeten sie zwei Teile eines gemeinsamen Dorfes, heute sind aus beiden Hälften eigenständige Gemeinden erwachsen. Eine Diashow ergänzt die Erzählung und erlaubt einen lebhaften Eindruck vom Treiben und Streben beiderseits der Oder.

„Wenn die Welt bloß so einfach wäre wie dieses wunderbare Buch. Man dreht es einfach um, und schon hat man die Welten gewechselt. Vom brandenburgischen Dorf Aurith purzelt man über die Oder hinüber ins polnische Urad. So nah kann sich das zusammenwachsende Europa also sein, die Menschen diesseits und jenseits des Grenzflusses erzählen, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen.“ Jan Kixmüller, pnn

„[…] Tina Veihelmann lässt die Menschen zu Wort kommen. Sie schildert ihre Verhältnisse nüchtern, aber immer getragen von grundsätzlicher Sympathie, und spiegelt die beiden Texthälften kunstvoll ineinander. Dieses Buch ist, auch wenn die allzu verspielte Bebilderung das verbirgt, eine Kostbarkeit.“ Christian Esch, Berliner Zeitung

III. DIE WIEDERENTDECKUNG DER HISTORISCHEN OSTBAHN

Berlin–Trebnitz–Königsberg (Kaliningrad)

15. April 2010
Historischer Salon

„In unserer Einrichtung haben wir jährlich rund 1000 Gäste“, machte Darius Müller, Bildungsreferent im Schloss Trebnitz, zu Beginn der Runde deutlich. „Für viele Gruppen ist die Bahnstrecke ein wichtiger Grund, um in unserem Haus Veranstaltungen und Seminare durchzuführen. Um so mehr wünschten wir uns, dass Trebnitz künftig im Stundentakt angefahren wird.“ Zwar gibt es jede Stunde eine Verbindung von Küstrin nach Berlin-Lichtenberg, aber nur alle zwei Stunden hält die Bahn auch in Trebnitz. Lediglich an den Bahnhöfen Küstrin, Seelow-Gusow sowie an den Haltepunkten zwischen Müncheberg und Strausberg gibt es den stündlichen Stopp. Und noch ein Manko habe sich herauskristallisiert, so Darius Müller. „Der derzeit letzte Zug aus Berlin fährt einfach zu zeitig. Wer Kulturveranstaltungen in der Hauptstadt besucht, kann nicht die ansonsten so günstige und direkte Verbindung nutzen.“

Eisenbahngeschichte ist daher nicht nur etwas für Liebhaber. Sie ist nicht nur Tummelplatz für Bahnfotografen, Hobbyhistoriker, Kollektionäre und sogenannte „Pufferküsser“. An der Geschichte von Bahnstrecken und Bahnhöfen lässt sich neben der Entwicklung des Verkehrs auch etwas über den Auf- und Abstieg von Regionen, die Verschiebung von Grenzen und die politische Wetterlage ablesen. Und nicht zuletzt sind es die konkreten Fahrpläne und Fahrzeiten historischer Verbindungen, auf die gerne zur Unterfütterung verkehrspolitischer Forderungen zurückgegriffen wird. Das alles gilt auch für die Gleise zwischen Berlin und Kaliningrad – die Trasse der historischen Ostbahn.

Dr. Jan Musekamp von der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder und Marcin Przegietka von der Kopernikus-Universität Thorn (Toruń) führten in die Geschichte dieser Bahnverbindung ein. Motivation, Umstände und Auswirkung der Entstehung

MARCIN PRZEGIETKA
ist Doktorand an der Kopernikus-Universität in Thorn (Uniwersytet Mikołaja Kopernika w Toruniu) und promoviert zum Thema „Politik und Verkehr. Eisenbahnen, Straßen und Wasserstraßen in deutsch-polnischen Beziehungen 1918–1939“

JAN MUSEKAMP
ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder, Lehrstuhl für Geschichte Osteuropas. Er hat zur Neubesiedlung Stettins (Szczecin) nach 1945 promoviert und forscht seit mehreren Jahren zur Geschichte der Königlich Preußischen Ostbahn.

STEPHAN FELSBERG
ist Geschäftsführer des Instituts für angewandte Geschichte in Frankfurt/Oder. Das Institut fördert mit Seminaren, Veranstaltungen, Projekten und Exkursionen von der Oderregion aus grenzüberschreitend den europäischen Dialog und die historische Erwachsenenbildung.

der königlich preußischen Ostbahn wurden im ersten Referat beschrieben. Der Historiker Jan Musekamp veranschaulichte, wie der Streckenverlauf insbesondere im mittleren Abschnitt militärischen Überlegungen geschuldet war und über weite Strecken die Weichsel als natürliche Abschirmung zur preußisch-russischen Grenze nutzte, gleichwohl sich gerade im regionalen Bereich die Auswirkungen eher in wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhängen zeigten.

Die Bahn sei in jener Zeit auch ein Schaufenster des Wohlstands gewesen, so Musekamp. Er verwies auf die Empfangsgebäude entlang der Strecke, die zum Teil etwas zu groß gerieten, wie das in Gusow. Sie sollten den Durchreisenden die Bedeutung der jeweiligen Region deutlich machen.

Die Trasse, zwischen 1845 und 1857 vom preussischen Staat errichtet, führte von Berlin über Cüstrin, Landsberg, Lukatz, Bromberg, Elbing nach Königsberg. Heute heißen diese Stationen entlang der Strecke Berlin, Kostrzyn, Gorzów, Krzyż, Bydgoszcz, Elbląg, Kaliningrad und veranschaulichen, dass die einstige preußische Inlandsverbindung bereits zum 100-jährigen Bestehen auf eine wechselhafte Geschichte zurückblicken konnte, die sich in vier deutschen und zwei polnischen Staaten, sowie im nach dem Zweiten Weltkrieg entstandenen Kaliningrader Gebiet abspielte.
Marcin Przegietka stellte die Ostbahn in seinem Referat als Beispiel deutsch-polnischer Zusammenarbeit in der Zwischenkriegszeit heraus. In einer Zeit als die diplomatischen Kontakte zwischen Berlin und Warschau eher von Distanz geprägt waren, herrschte in der Frage der Ostbahn ein reger Austausch. Die Strecke war zur Korridorverbindung in die Ostpreußische Enklave geworden und zwischen Weimarer und der wiedererstandenen polnischen II. Republik mussten Ausnahmeregelungen für den Reisetransitverkehr und technische Absprachen getroffen werden, für die eigens eine bilaterale Kommission eingerichtet wurde.

Heute verbindet die Ostbahn deutsche und polnische Akteure. In der Interessengemeinschaft wirken Vertreter beider Länder paritätisch mit. Für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit wurde eine Gesellschaft gegründet, wie es sie in Europa nur wenige gibt. Die IGOB will die Ostbahn zu einem europäischen Modellkorridor entwickeln.

Die ständig steigende Zahl der Nutzer der Bahn, überfüllte Parkplätze an Zusteigebahnhöfen wie Gusow, Golzow, Müncheberg oder Rehfelde zeigen, dass die Ostbahn auf gutem Weg ist, an ihre einstige Bedeutung anzuknüpfen. Mit von Land, EU und Kreis geförderten Projekten werden die Bedingungen an den Bahnhöfen verbessert. Auf polnischer Seite beginnen jetzt ebenfalls Arbeiten.

All das sei nicht im Alleingang geschehen, machte Bettina Albani von der IGOB deutlich. Die Region habe dies mit vielen Partner eingefordert. Die einst durch den Bahnbau erreichten Standortvorteile würden sich bereits wieder herausbilden. Eine schnelle Verbindung nach Berlin ist für viele entscheidend, die über einen Zuzug in die Region nachdenken. Da es im ländlichen Raum zu wenig Arbeitsmöglichkeiten gibt, müssen sie in die Hauptstadt pendeln.

Daher soll in Trebnitz die Bahn bald wieder im Stundentakt halten. Eine gute Nachricht, die die Gäste des Schloß-Gesprächs mit nach Hause nahmen. Die Auswärtigen unter ihnen stiegen in ihre Autos und fuhren in die Nacht. Der letzte Zug war 20:32 Uhr abgefahren.

Stephan Felsberg und Doris Steinkraus

20. Mai
Zeitzeugenabend

Spitzen- und Breitensport made in Ostbrandenburg

DIETER SCHÄFER wohnhaft in Strausberg. Vorsitzender des Kreissportbundes MOL, der Dachorganisation der Sportvereine im Landkreis Märkisch-Oderland. Außerdem ist er auch der Vorsitzende der Kreistagsfraktion „Die Linke“ und steht dem Aufsichtsrat Sport und Erholungspark GmbH vor.

LARS WALTER wohnhaft in Hönow. Ehemaliger Trainer und seit mehr als 10 Jahren der Präsident des Athletenclub (AC) Airport Neuhardenberg, der sich zur Aufgabe gemacht hat, den Gewichthebersport in der Region zu fördern und eine mittlerweile 35 Jahre andauernde Tradition im Leistungssport aufrecht zu erhalten. Dabei war er selbst ein aktiver Gewichtheber im Verein.

MARIO ESKA wohnhaft Neuhardenberg OT Quappendorf. Bürgermeister von Neuhardenberg und der Ortsvorsteher von Quappendorf. Neben seiner Fraktionsmitgliedschaft bei „Die Linke“ ist er auch Mitglied des Fördervereins Schinkel-Kirche Neuhardenberg.

Unweit von Trebnitz liegt Neuhardenberg, ein Städtchen, das nicht nur durch seine imposante Schlossanlage und ein erlesenes Kulturprogramm über die Grenzen der Region hinaus bekannt ist. Die Stadt, zu DDR-Zeiten Militärstützpunkt und Zentrum des Militärsports, ist auch heute ein Standort des Leistungssports. 2010 errang Neuhardenberg (einst Marxwalde) gleich hinter Chemnitz (einst Karl-Marx-Stadt) den dritten Platz der Deutschen Mannschaftsmeisterschaft im Gewichtheben.

Doch wie sah der Transformationsprozess in den Sportvereinen und -verbänden in den letzten 20 Jahren aus? Welche Ansätze aus dem weit entwickelten Spitzen- und Breitensportsystem der DDR wurden über Bord geworfen, welche leben fort? Und welche Rolle spielt der Sport heute in einer Region wie Ostbrandenburg? Welche gesellschaftlichen und kulturellen Funktionen kann er übernehmen?

Aus den Erzählungen von Lars Walter, Trainer und Präsident des AC Airport Neuhardenberg, jenem im Gewichtheben so erfolgreichen Verein, wurde den Gästen des Schloß-Gesprächs schnell deutlich, wie sehr das Weiterbestehen von Sportvereinen in der Nachwendezeit von individuellen Initiativen abhing. In einer Zeit, in der die finanziellen Grundlagen wegfielen, junge Talente zu Vereinen in den Westen abwanderten, Armeesportklubs mit der NVA verschwanden und für viele zwangsläufig das Ehrenamt in den Hintergrund trat, gab es für Vereine wie den ASK Marxwalde dank des persönlichen Engagements Einzelner eine Art zweiter Geburtsstunde.

Dieter Schäfer, Vorsitzender des Kreissportbundes Märkisch-Oderland, konnte auf über 20 Jahre Arbeit in den Sportverwaltungsstrukturen Brandenburgs zurückblicken. Er wusste von den Umstruktierungen und der eigenen Abwicklung des DTSB-Kreisverbands 1990 zu berichten. Rückblickend bewertete er den Aufbau des Sportsystems in der DDR als in der Breite erfolgreich und vor allem in der Nachwuchsarbeit vergleichsweise effizient. Zentral organisierte Talentsichtungen an den Schulungen und

ein auf das Leistungsprinzip ausgerichteter Breitensport wurden als Vorteile gegenüber der bundesdeutschen Sportförderung aufgeführt. Die Zusammenarbeit von Schulen und Vereinen in außerschulischen Nachmittagsangeboten werde heute erfolgreich wieder eingeführt. Politisch intendierte Aufgaben der Sports wie etwa die militärische Früherziehung an Schulen und in der Gesellschaft für Sport und Technik änderten für Dieter Schäfer aber nichts an der letzten Endes eher positiven Rückschau auf den DDR-Sport

Mario Eska, Bürgermeister von Neuhardenberg, unterstrich die soziale Bedeutung des Sports, der im lokalen Rahmen als Bestandteil der Kulturpolitik betrachtet und gefördert wird. Das klingt heute nicht mehr selbstverständlich, doch galt der Sport in seinen antiken Ausprägungen und gleichsam in den Zeiten seiner Renaissance im 19. Jahrhundert als kultureller Akt, als Körperkultur, gewissermaßen als Urbarmachung der eigenen Physis. Sportförderung, so der Bürgermeister, finde in den Kommunen vor allem über Ausbau und Pflege der Sportstätteninfrastruktur statt, die unmittelbare Nachwuchsförderung im Sport liege in der Verantwortung der Länder, die des Spitzensports hingegen beim Bund.

Einigkeit herrschte darüber, dass Sportvereine mehr leisten, als Spitzensportler zu produzieren. Das ist heute nicht anders als früher. Sie tragen stark zur Lebensqualität und zum Freizeitangebot im unmittelbaren Wohnumfeld bei, sie sozialisieren Kinder und Jugendliche durch einen spielerischen Wettbewerbs- und Leistungsgedanken und vermögen zum Teil stärker als andere gesellschaftliche Institutionen zu integrieren. In diesem Zusammenhang wurde auch auf die erfolgreiche Einbindung von Spätaussiedlern in Neuhardenberg verwiesen, die jedoch durch die begrenzte Aufenthaltsdauer oft abrupt abgebrochen würde.

Wenig überraschend hingegen, dass auf einem Gesprächsabend über DDR-Sport und Gewichtheben zwangsläufig das Thema Doping in den Fokus rückte. Nicht dass die Referenten das systematische Doping im DDR-Spitzensport zu relativieren suchten, doch veranschaulichte beispielsweise Lars Walter an aktuellen Beispielen des Spitzensports die Schwierigkeiten der Unterscheidung von legalem und illegalem Doping und sprach sich dezidiert für eine differenzierte Betrachtung aus.

Am Ende konnten die Gäste des Schloß-Gesprächs mit dem guten Gefühl nach Hause gehen, dass es so schlecht nicht stehe um den Spitzensport in Brandenburg. Turbine Potsdam hatte soeben das Champions-League-Finale gewonnen und damit den europäischen Damenfußballthron bestiegen.

Stephan Felsberg

27.– 28. August 2010
Fahrt nach Trebnitz/
Schl. und Breslau

v.

Von Trebnitz nach Trebnitz

Zum zweiten Mal hat die Bildungs- und Begegnungsstätte ein Schloß-Gespräch mit einer Exkursion nach Polen verbunden. Nach Poznań (Posen) im vergangenen Jahr ging es jetzt nach Wrocław (Breslau). Dabei stand auch ein Ausflug ins polnische Trebnitz auf dem Programm. Jenem Ort, dem das märkische Trebnitz seine Existenz verdankt.

Schon von weitem ist die Klosteranlage sichtbar. Seit 1202 gehört es zu diesem Flecken Erde. Keine Geringere als die später heilig gesprochene Herzogin Hedwig, Gemahlin von Heinrich I. (dem Bärtigen), gründete das erste Zisterzienserinnenkloster auf polnischem Boden. Nur wenige wissen, dass die Nonnen des gut 400 km entfernten Ortes Jahre später den Ort Trebnitz in der Mark gründeten. Kein ungewöhnlicher Vorgang. Zu Klöstern gehörten immer auch Dörfer. Nonne Christina, die die Gruppe durch die weitläufige Klosteranlage führt, kennt diese historische Verbindung in die Mark nicht. Nach Deutschland jedoch gebe es viele Kontakte, schon aufgrund der Bedeutung dieses Klosters, sagt sie. Überall gebe es auch dort Orte, die an die heilige Hedwig erinnern, wie etwa das Hedwigskrankenhaus in Berlin. Zudem liegt der Muttersitz der Borromäerinnen heute in Görlitz.

Denn hier befindet sich in der mächtigen Klosterkirche das Hochgrab der Heiligen Hedwig. Die wiederum wird unter Christen in der ganzen Welt verehrt. Trzebnica ist heute Wallfahrtsort. Das Kloster prägte über viele Jahrhunderte die Entwicklung der Stadt, machte sie zum religiösen, kulturellen und wirtschaftlichen Zentrum Schlesiens. 12 000 Einwohner hat Trzebnica derzeit. Die Stadt wirkt modern, hat viele Firmen, Schulen, Freizeitanlagen.

Bereits 1888 wurde das „Hedwigsbad“ eröffnet, da Heiler in jener Zeit die günstigen klimatischen Verhältnisse entdeckten. Es gibt eine Kurklinik für Rheumapatienten. Und natürlich das Kloster der Borromäerinnen. Die 58 Schwestern leben nach einem festen Tagesrhythmus. Um 5.10 Uhr trifft man sich allmorgendlich in der Kapelle zur Andacht, erzählt Schwester Christina. Danach beginne für die Bewohner das soziale Tageswerk.

Schon im Mittelalter wurden im Kloster Kranke und Schwache betreut. Heute unterhalten die Nonnen in einem der Flügel des Klosters ein Alten- und Pflegeheimtrakt mit 120 Betten. „Wir haben eine lange Anmeldeliste, können aber immer nur neue Bewohner aufnehmen, wenn der Herr einen anderen zu sich gerufen hat“, so Schwester Christina. Zudem betreue man Kinder aus verwahrlosten oder sozial schwachen Familien, erzählt die Nonne, die als Deutsche geboren wurde und nach 1945 blieb. Sie nahm die polnische Staatsbürgerschaft an, um ihrer Lebensaufgabe weiter nachgehen zu können.

Nach Deutschland gibt es seit der politischen Wende besonders engen Kontakt. Über die Augsburger Diözese konnte ein einsturzgefährdeter Trakt des Klosters saniert werden. Das Kloster wurde einst auf sumpfigem Land errichtet. Um den Bau zu retten, wurden mehr als 600 Betonpfähle unter das Fundament gedrückt. Vier Jahre dauerten die Arbeiten. Heute zeigen die Nonnen Besuchern stolz ihr Refugium. Das allerdings funktioniert nur mit Anmeldung. Denn der Tagesablauf der Nonnen ist streng geregelt. Freizeit kennen sie kaum.

Zudem gehört die Klosterkirche zu den begehrtesten Hochzeitskirchen der Region. Viele junge Paare wollen sich hier, wo die Heilige Hedwig ruht, Gottes Segen für ihr Glück holen. So brauchen auch Besucher mitunter etwas Glück, wenn sie den Sarkophag der Heiligen Hedwig sehen wollen.

Für die Gruppe aus dem märkischen Trebnitz ist der Besuch viel zu schnell vorbei. Auch in der Stadt gibt es viel zu sehen. Wie etwa die „Fünf Tische“, jenes runde Bauwerk mit einem kegelförmigen Dach, einem Altar und einer Statue der Heiligen Hedwig. Oder die große archäologische Fundstelle am Katzenberg, an der 1987 Kieselwerkzeuge ausgegraben wurden, die von einer menschlichen Besiedlung vor gut 500 000 Jahren erzählen. Oder das ehemalige Hedwigsbad, die einstige Wasserheilanstalt oder die Kirche der 14 heiligen Nothelfer. Oder die Kreuzwegstationen im Trebnitzer Buchenwald.

Für den Vorsitzenden des Vereins Bildungs- und Begegnungsstätte Christoph Berendt ist klar, dass es nicht der letzte Besuch im schlesischen Mutterdorf gewesen ist. Er will gemeinsam mit Ortsvorsteher Peter Buch auf der kommunalen Ebene Kontakt aufnehmen. Trebnitz in Schlesien ist mehr als nur eine Reise wert, so das Fazit der Exkursionsteilnehmer.

Breslau war immer eine reiche und stolze Stadt – heute zeigt sie sich modern und lebendig

Es reicht nicht, die Sprache zu kennen, um die Breslauer zu verstehen, sagt Heike Uhl. Sie arbeitet seit fünf Jahren im Auftrag der Brandenburger Landesregierung in der Stadt an der Oder. Heike Uhl vermittelt über das Deutsche Generalkonsulat – das größte Konsulat der Bundesregierung im Ausland – Kontakte zwischen Brandenburgern und Breslauern in allen Bereichen. „Die Chemie muss stimmen, sonst findet man keinen Draht“, hat Heike Uhl erfahren. Dafür sei es wichtig, mit den Leuten persönlich zu reden und die Dinge nicht am Telefon besprechen zu wollen. Das hänge mit der Geschichte der Stadt zusammen, die vor allem auch deutsche Geschichte sei.

1742 übergibt Österreich Schlesien an Preußen. Friedrich der Große baut das Palais des Freiherrn zu Spätgen als Königsresidenz aus. Es folgen wechselnde Belagerungen der strategisch attraktiven und wohlhabenden Stadt Breslau. Bis heute erzählen viele Gebäude, fast 100 Kirchen, 20 Hochschulen und Universitäten von diesem Reichtum.

Mit dem Leid, das Hitlerdeutschland über Europa brachte, wurde eine tiefe Wunde in die Stadt geschlagen. Menschen, vornehmlich aus Zentralpolen, siedelten nach Breslau um. Das öffentliche Misstrauen gegenüber allem Deutschen saß tief. So wurden nach dem Krieg intakte Häuser abgetragen und nach Krakau und Warschau gebracht. In den 1950er Jahren begann der zögerliche Wiederaufbau.

Noch 20 Jahre nach dem Krieg seien sich viele nicht sicher gewesen, ob die Stadt nicht doch wieder unter deutsche Hoheit gerät, erzählt Stadtführer Norbert Kulpinski. Erst der Kniefall Willy Brandts in Warschau habe auch in Breslau für neues Selbstvertrauen gesorgt.

Besonders intensiv haben die Breslauer ihre Stadt seit der politischen Wende aufpoliert, gehen heute selbstbewusst mit der wechselvollen Geschichte um. Alte Gebäude sind saniert. Am Ring kann der Besucher wieder hergerichtete Fassaden aller Stilrichtungen bewundern. Mittendrin prangt das historische Rathaus mit seinen zig Anbauten und Türmen.

60 Prozent der Stadt waren 1945 zerstört, ein großer Teil der historischen Gebäude in der Altstadt blieb jedoch erhalten. Kulpinski führt Besucher auch zur einzigen Synagoge. In Breslau gab es neben der in Berlin die prächtigste. Sie wurde in der Pogromnacht niedergebrannt. 34 000 Juden lebten in der Stadt, mehr als die Hälfte wurde umgebracht.

Auch nach dem Krieg war für die wenigen Verbliebenen das Leid nicht vorbei. 1968 wurden die letzten Juden nach Israel ausgewiesen, ihre notdürftig hergerichtete Synagoge enteignet. „Eine Schande für das Land“, nennt es Norbert Kulpinski. 1996 bekamen die Juden das Areal zurück. Eine Norwegerin gründete eine Stiftung, die Synagoge wurde wieder hergerichtet. Heute gehören 340 Mitglieder zur jüdischen Gemeinde.

Breslau ist eine lebendige, junge und moderne Stadt. 140 000 Studenten leben hier. In der Altstadt herrscht bis spät in die Nacht Betriebsamkeit. Überall am Ring laden Cafes und Bars ein. Ins Auge fallen bronzene Gartenzwerge. An Eingängen von Restaurants, auf Gehwegen, an Laternenpfählen. Die politische Oppositionsbewegung „Orange Alternative“ hatte in den 1980er Jahren mit spontanen Aktionen wie Demonstrationen im Zwergenkostüm Kritik am kommunistischen Regime in Polen geübt und einen gusseisernen Zwerg („Papa Zwerg“) in der Altstadt aufgestellt. Heute sind 95 Zwerge in verschiedenen Posen über das Altstadtgebiet verteilt.

Auf der Brücke zur Dominsel wundert sich der Besucher über tausende Schlösser am Geländer. Ein Ritual Liebender, die den Schlüssel ins Wasser werfen und das Schloss als Zeichen ewiger Verbindung anbringen.

Die Stadt ist reich an sehenswerten Bauten. Dominsel, Kaiserbrücke, Königsschloss, das von Langhans geschaffene Stadttheater, das historische Universitätsgebäude (1811 wurde die Viadrina von Frankfurt nach Breslau verlegt) mit einem der größten Barocksäle Europas, Oper, Markthalle oder der Hauptbahnhof sind Zeugnisse vergangener Zeit.

Wer nach Breslau fährt, sollte einen Abstecher zur Jahrhunderthalle einplanen. Sie wurde von 1911 bis 1913 vom Architekten und Stadtbaurat Max Berg als Veranstaltungshalle aus Stahlbeton gebaut und ist seit 2006 Weltkulturerbe. Die Kuppel war mit einer freien Spannweite von 65 Metern Durchmesser zum Zeitpunkt der Fertigstellung weltweit die größte dieser Art. Sie bildet das Zentrum des Breslauer Messegeländes, zu dem ein Park mit diversen Bauten wie dem Vier-Kuppel-Pavillon und die Pergola gehören.

Doris Steinkraus

HINFAHRT nach Breslau

GESPRÄCH mit Herrn Rainer Sachs vom deutschen Generalkonsulat und Frau Heike Uhl, der Partnerschaftsbeauftragten des Landes Brandenburg für Niederschlesien über die politische und kulturelle Gegenwart Breslaus, auch im Kontext deutsch-polnischer Beziehungen sowie Kooperationsprojekte zwischen Niederschlesien und Brandenburg mit ihren Zielsetzungen, Schwerpunkten und Herausforderungen.

STADTSPAZIERGANG Altstadt und Dominsel

ÜBERNACHTUNG

MUSEUMSBESUCH des neueröffneten Breslauer Stadtmuseums im ehemaligen preußischen Residenzschloss

WEITERFAHRT nach Trebnitz/Schl. über die Jahrhunderthalle

BESICHTIGUNG des Klosters (mit Gespräch) und des Marktplatzes

RÜCKFAHRT nach Trebnitz

OBEN Rundgang Breslau: Die Stadt fasziniert mit ihren historischen Häuserzeilen und 100 Kirchen. UNTEN Klostergarten in Trebnitz/Schl. (Trzebnica): Zum Komplex gehört dieser ansprechend gestaltete Innenhof sowie ein weiterer Klostergarten mit vielen seltenen Bäumen. FOTOS Doris Steinkraus

V. BUCHPRÄSENTATION MIT DER AUTORIN ROSWITHA SCHIEB

Literarischer Reiseführer Breslau

7. Oktober 2010
Literarischer Teesalon

Ein Gang durch die Literaturstadt Breslau, Zentrum des Humanismus und der deutschen Barockdichtung, Schauplatz des berühmten konservativen Bürgerromans „Soll und Haben“ von Gustav Freytag, Wirkungsstätte bedeutender Autoren wie Gerhart Hauptmann, in den zwanziger Jahren Keimzelle der Hörfunk-Avantgarde und in den siebziger Jahren Anziehungspunkt für herausragende polnische Dichter und Theatermacher.

Sieben Wegbeschreibungen mit einer Fülle von Zitaten sowie architektur- und stadtgeschichtlichen Informationen laden den Reisenden zu literarischen Spaziergängen durch die Jahrhunderte ein.

„Ein Reiseführer, dessen Lektüre fast die Reise selbst ersetzt.“ Neue Zürcher Zeitung

ROSWITHA SCHIEB
geboren 1962, studierte Germanistik und Kunstwissenschaft in Köln und Berlin. Sie veröffentlichte neben zahlreichen Essays und Büchern zum Thema Theater einen kulturhistorischen Reisebegleiter über die Insel Rügen „Deutschlands mythische Insel“ (Berlin Verlag, 1999). In ihrem Buch, „Reise nach Schlesien und Galizien. Eine Archäologie des Gefühls“ (Berlin Verlag, 2000), erkundet sie sowohl Orte und Landstriche ihrer aus Schlesien vertriebenen Eltern als auch das ehemals ostpolnische Galizien, heute Ukraine – eine Region, aus der zahlreiche Polen nach 1945 ausgesiedelt wurden, die sich dann in Schlesien niederließen. Roswitha Schieb lebt in Borgsdorf bei Berlin.

In Zusammenarbeit mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa

21. Oktober 2010
Buchvorstellung

VII. AUF ENTDECKUNGSREISE MIT EINEM BESONDEREN REISEFÜHRER FÜR DIE NEUMARK

Gleich hinter der Oder

JULIA GERSTENBERG
Almanach Terra Transoderana. Zwischen Neumark und Ziemia Lubuska: Cedynia. Eine unscheinbare Stadt am Rande Polens, die alle Polen kennen.

MAGDALENA ABRAHAM-DIEFENBACH
Flucht, Vertreibung, Aussiedlung. Das östliche Brandenburg im Jahr 1945

DR. BEATA HALICKA
Der „polnische Wilde Westen". Die Besiedlung der Ziemia Lubuska nach dem Zweiten Weltkrieg

STEPHAN FELSBERG
Moderation, Geschäftsführer des Institut für angewandte Geschichte

In Zusammenarbeit mit dem Institut für angewandte Geschichte

ALMANACH TERRA TRANSODERANA. ZWISCHEN NEUMARK UND ZIEMIA LUBUSKA

Eine alte Kulturlandschaft wird neu entdeckt: Die Neumark, der östliche Teil der preußischen Provinz Brandenburg, der nach 1945 innerhalb der neuen Grenzen Polens lag und den Namen „Ziemia Lubuska" (Lebuser Land) erhielt. Zwischen den historischen Großregionen Schlesien, Pommern und Großpolen gelegen, hat dieser Landstrich sowohl im deutschen, als auch im polnischen Gedächtnis nach 1945 nie einen festen Platz einnehmen können. Deutsche und polnische Autoren stellen im ‚Almanach Terra Transoderana' die facettenreiche Geschichte der westlichsten polnischen Woiwodschaft „Lebuser Land" erstmals einem breiteren Publikum vor – und laden damit ein, selber auf Entdeckungsreise zu gehen.

„Was einmal Deutschlands Osten war, war in einer geschichtlichen Sekunde zu Polens Westen geworden. Die Heimat, die die einen verloren hatten, wurde zur Heimat für andere, die selber ihre Heimat, noch weiter im Osten verloren hatten. Landschaften, die solche Vergangenheiten haben, können dramatische Geschichten erzählen. Man muss sie freilich lesen und zu Gehör bringen können. Es bedarf dazu einer großen Sensibilität, die radikal verschiedenen Erfahrungen gerecht werden kann, es bedarf der Schulung der Sinne, um solche Orte durchsichtig machen und erschließen zu können."
Karl Schlögel über den Almanach Terra Transoderana

Das dem Buch vorangegangene Projekt wurde im Programm „Geschichtswerkstatt Europa" aus Mitteln der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft" sowie durch die Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung gefördert.
Die Publikation konnte auf Grund der großzügigen Förderung der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft" realisiert werden.

VIII. KRIEGSTOTE, UMBETTUNGEN UND JUGENDGESCHICHTSARBEIT

Versöhnung über den Gräbern

18. November 2010
Gespräch zum Volkstrauertag

Das letzte Schloß-Gespräch dieses Jahres widmete sich dem Thema Krieg und Gewalt. Mit dem langjährigen Umbetter des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge Erwin Kowalke hatte der Verein einen Mann eingeladen, der mit seiner Arbeit seit Jahrzehnten für eine Versöhnung über den Gräbern wirkt.

Kritiker empfinden die großen Friedhöfe für Kriegsgefallene mitunter zu monumental, zu pathetisch. Erwin Kowalke sieht das ganz anders. „Erst, wenn man auf solchen Friedhöfen steht, wo sich Kreuz an Kreuz reiht, wird einem der Irrsinn von Kriegen bewusst", sagt er.Ihm wäre am liebsten, wenn Politiker solche Friedhöfe besuchten, ehe sie Entscheidungen über militärische Einsätze fällen. „Das lässt niemanden kalt, da geht einem ein Schauer über den Rücken", steht für den 69-Jährigen fest.

Der Buckower sagt so etwas nicht nur im kleinen Kreis. Erwin Kowalke ist bekannt für seine klaren Worte. Er hat mit vielen Größen aus Politik und Armee zusammen gearbeitet. Er kennt auch Bestrebungen von Rechten, den Volksbund zu vereinnahmen, aus Gedenkfeiern für die Toten ein Heldengedenken zu machen. Das geht ihm ganz und gar gegen den Strich. Als er von Auseinandersetzungen mit Neonazis auf einem Friedhof berichtet, können sich die Zuhörer sehr gut vorstellen, wie er den Glatzköpfen seine Meinung sagt.

Über die evangelische Kirche kam Kowalke zum Volksbund. Das war noch zu DDR-Zeiten, als man deutsche Kriegsgräber zwar duldete, es aber keinerlei staatliche Zugeständnisse oder gar Mittel gab. Er erzählt, wie ihn der Buckower Pfarrer ansprach, ob er sich nicht im Oderland um die Kriegsgräberstätten kümmern wolle. Kowalke war das Thema nicht fremd. Sein Vater fiel 1944, er hat das Grab nie gesehen. Er weiß, wie

ERWIN KOWALKE
hat mit seinem Schwiegervater 1963 erstmals illegal zwei Kriegstote umgebettet, folgte 1980 dem Wunsch des damaligen Buckower Pfarrers Luckau und nahm unter dem Dach der evangelischen Kirche eine Anstellung beim Volksbund an. Ihm oblag die Pflege von Kriegsgräberstätten im Oderland. Erst nach der Wende erhielt seine Arbeit öffentliche Akzeptanz und Anerkennung. Erwin Kowalke ließ sich zum Umbetter ausbilden. Er hat seit der Wende mehr als 20 000 Gefallenen des Zweiten Weltkrieges eine würdige letzte Ruhestätte gegeben.

es Angehörige auch nach Jahrzehnten schmerzt, nicht zu wissen, wo ihr Vater, ihr Mann, der Opa liegt. Bis zur Wende agierte Kowalke eher im Verborgenen. Umbettungen gab es so gut wie keine. „Wenn, dann haben wir das schwarz gemacht und nur auf kirchlichen Friedhöfen“, erzählt er verschmitzt.

Nach der Wende begann für ihn eine völlig neue Herausforderung. Mit Unterstützung des Landes wurden diverse Gräberstätten hergerichtet. „Es ging und geht nicht um Monumente, sondern immer um die Würde des Menschen. Die steht ihm bis in den Tod zu“, so die Überzeugung des Christen. Was sich die Zuhörer kaum vorstellen können, war für ihn jahrzehntelang Alltag – im Erdreich zwischen vermoderten Kleidungsstücken nach menschlichen Knochen suchen. Stießen Bauleute auf Gebeine, riefen sie den Buckower. Auch Hinweise von Zeitzeugen riefen ihn auf den Plan.

Auch der Deichbau brachte ihm viel Arbeit. Rund 500 Tote wurden geborgen. Sein Wissen war ebenso bei Arbeiten an ehemaligen NKWD-Lagern gefragt. Er erzählt von der scheinbar aussichtslosen Suche nach den Überresten von Heinrich George auf dem Gelände des einstigen Speziallagers Nr. 7 in Sachsenhausen. Die Söhne Jan und Götz wollten ein Grab für den Vater. Die Grabreihen waren längst mit Birken überwachsen, sollten zu einem Gräberfeld gestaltet werden. Man holte Kowalke, der Heinrich George tatsächlich fand. Und damit selbst solch einen prominenten Rechtsmediziner wie Prokop erstaunte. Mit seinem Blick und dem Wissen über Gebeine von Toten hatte er ihn an einer großen Zahnlücke erkannt. Der DNA-Vergleich bestätigte seine Annahme. Das war 1994.

Toten ihre Identität wieder zu geben, war und ist für Erwin Kowalke der größte Lohn aller Arbeit. Dabei ist für ihn die Nationalität unerheblich. Er hat auch hunderte Soldaten der Roten Armee geborgen, fand Spanier, Engländer. Die Überreste von mehr als 10 000 Toten hat er geborgen und ihnen eine würdige letzte Ruhestätte gegeben. Nicht nur in Deutschland, sondern mehrfach auch im Baltikum. Allein in Split bettete er mehr als 600 Soldaten um.

In diesem Jahr hat der Buckower den Staffelstab an Joachim Kozlowski aus Friedersdorf übergeben. Lange hat Kowalke darum gekämpft, dass die Stelle des einzigen hauptamtlichen Umbetters in Deutschland wieder besetzt wird. Denn auch 65 Jahre nach Kriegsende liegen die in Eile Verscharrten noch zu Tausenden in der Erde, im Oderland, bei Halbe und anderen Kriegsschauplätzen. Wöchentlich gehen bis heute rund 20 000 Anfragen zum Verbleib Gefallener beim Volksbund ein.

Erwin Kowalke zeigt auf die kleine Glocke, die er mitgebracht hat, die Friedsglocke von Rovereto in Italien. Sie wurde 1924 aus Kanonen der am Ersten Weltkrieg beteiligten Staaten gegossen. Sie läutet täglich als Mahnung gegen alle Kriege in der Welt. Die Mahnung sei leider noch immer nicht angekommen, macht Kowalke deutlich. Bis heute sterben weltweit täglich Menschen bei kriegerischen Auseinandersetzungen. Deshalb müsse auch die Arbeit des Volksbundes fortgesetzt werden. Er zitiert gern einen russischen General, der einst sagte, dass der Krieg erst beendet sei, wenn der letzte Gefallene würdig bestattet sei. Und das ist noch lange nicht der Fall.

Doris Steinkraus

OBEN Zeugnisse des Todes: Erwin Kowalke (2. v. l.) hatte diverse Zeugnisse wie Erkennungsmarken, Soldbücher, Knöpfe und ähnliches mitgebracht. Familie Engler aus Jahnsfelde und Vereinsvorsitzender Christoph Behrendt lassen sich die Bedeutung erklären. FOTO Doris Steinkraus

IMPRESSUM

Herausgeber:
Schloß Trebnitz
Bildungs-und Begegnungszentrum e. V.
Platz der Jugend 6
15374 Müncheberg OT Trebnitz

schloss.trebnitz@t-online.de
www.schloss-trebnitz.de

Redaktion: Darius Müller
Lektorat: Natalie Wasserman

Gestaltung: Judith Dobler, Berlin
Druck: Moritz Druck, Berlin
Auflage: 300 Exemplare

Die vorliegende Publikation wurde ermöglicht
durch die freundliche Unterstützung der
Brandenburgischen Landeszentrale für politische Bildung

Brandenburgische
Landeszentrale für
politische Bildung

Schloß Trebnitz
Bildungs- und Begegnungszentrum e. V.

© 2010 Schloß Trebnitz e. V.

Schloß Trebnitz
Bildungs- und Begegnungszentrum e. V.

Brandenburgische
Landeszentrale für
politische Bildung